



Rundbrief 4 / 2018



Brennende Synagoge in Essen, 10. November 1938

**Braunschweig
im
Dezember 2018/
Kislev 5778**

Das große Schweigen

Wie sich die Kirchen verhielten, als im November 1938 die Synagogen brannten

Im Verlauf der Novemberexzesse von 1938 wurden 1.400 Synagogen zerstört, Hunderte Wohnhäuser und Wohnungen verwüstet und deren Bewohner gedemütigt, verletzt und beraubt.

Die Gewaltaktionen und ihre Folgen forderten 1.400 Todesopfer. Und die Kirchen, Protestanten wie Katholiken, schwiegen dazu, erläutert der Berliner Kirchenhistoriker Manfred Gailus.

Protestierende Protestantin

"Als wir zum 1. April 33 schwiegen“, mahnte die Berliner Historikerin und Pädagogin Elisabeth Schmitz kurz nach den Pogromereignissen des November 1938 Pfarrer Helmut Gollwitzer in Berlin-Dahlem, „als wir schwiegen zu den Stürmerkästen, zu der satanischen Hetze der Presse, zur Vergiftung der Seele des Volkes und der Jugend, zur Zerstörung der Existenzen und der Ehen durch sogenannte ‚Gesetze‘, zu den Methoden von Buchenwald - da und tausendmal sonst sind wir schuldig geworden am 10. November 1938. Und nun? Es scheint, dass die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien, es der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers überlässt, ob er etwas sagen will, und was.“

Elisabeth Schmitz dankte dem Pfarrer für seine mutige Bußtagspredigt vom 16. November, die sie gemeinsam mit ihrer „nichtarischen“ Freundin Martha Kassel gehört hatte. Bereits jetzt, berichtet sie ihm, gingen Gerüchte um, dass ein Zeichen an der Kleidung von Juden beabsichtigt sei: „Unmöglich ist nichts in diesem Lande, das wissen wir. (...) Wir haben die Vernichtung des [jüdischen] Eigentums erlebt, zu diesem Zweck hatte man im Sommer die Geschäfte bezeichnet. Geht man dazu über, die Menschen zu bezeichnen - so liegt ein Schluss nah, den ich nicht weiter präzisieren möchte. Und niemand wird behaupten wollen, dass diese Befehle nicht ebenso prompt, ebenso gewissenlos und stur, ebenso böse und sadistisch ausgeführt würden wie die jetzigen. Ich habe schon diesmal von grauenhaften blutigen Exzessen gehört.“

Angewidert von den Gewaltexzessen und aus Protest weigerte sich die Studienrätin seit dem 9. November 1938, weiterhin in der Schule eines Staates zu unterrichten, deren Regierung die Synagogen niederbrennen lasse und beantragte aus Gewissensgründen mit 45 Jahren ihre Pensionierung.

Unter der notorischen „Politik des Schweigens“ ihrer Kirche, der Bekennende Kirche (BK), hatte sie seit 1933 gelitten und opponierte beharrlich dagegen durch Gespräche, Briefe, eine Denkschrift zur Lage der deutschen „Nichtarier“ (1935), schließlich mit beruflicher Verweigerung als Lehrerin und Engagement im Rettungswiderstand zugunsten verfolgter Juden und christlicher „Nichtarier“. Aber die „protestierende Protestantin“ Schmitz war eine Ausnahme.

Nach gegenwärtigem Forschungsstand wurden im Verlauf der Novemberexzesse von 1938 etwa 1.400 Synagogen zerstört. Hunderte Wohnhäuser und eine weit höhere Zahl an Wohnungen wurden verwüstet und deren Bewohner gedemütigt, verletzt, beraubt. Bis zu 7.500 jüdische Geschäfte wurden zerstört und teilweise geplündert. Über 30.000 jüdische Männer wurden ab dem 10. November in Konzentrationslager eingeliefert. Die Gewaltaktionen und ihre unmittelbaren Folgen forderten, soweit bisher bekannt, 1.400 Todesopfer. Auch 80 Jahre nach den Novemberpogromen ist ihre genaue Zahl noch immer nicht erforscht.

Und die Kirchen, Protestanten wie Katholiken, schwiegen dazu. Die beiden großen Konfessionen waren die einzig noch verbliebenen Institutionen im NS-Staat, die nicht unmittelbar gleichgeschaltet waren und insofern hätten sprechen können. Im Schatten der Gewaltereignisse schwiegen Bischöfe und Päpste, Generalsuperintendenten, Theologieprofessoren, Synoden, die allermeisten Pfarrer, die Kirchengemeinden, das Kirchenvolk. Schweigen

war das hervorstechende Merkmal kirchlichen Verhaltens angesichts der Gewalt.

Dieses Schweigen konnte indessen unterschiedlich motiviert sein: Da war betretenes Schweigen, Schweigen vor Scham, stummes Entsetzen. Häufig gab es ein Schweigen aus Furcht, denn wer kritisch den Mund aufmachte, riskierte viel. Es gab schließlich auch ein Schweigen bei klammheimlicher Zustimmung oder Billigung der Gewaltexzesse.

Der Elberfelder Bekenntnispfarrer Hermann Klugkist Hesse notierte am 11. November im Tagebuch: „Die Synagoge brennt ganz aus. Die Friedhofskapelle auf dem jüdischen Friedhof brannte ebenfalls gestern abend. Die Leichensteine sollen umgeworfen sein. (...) In der Genügsamkeitsstraße haben sie mit den hebräischen Bibeln Fußball gespielt.“ Und am 12. November: „Gestern hat Tudi einen Spaziergang zum Weinberg gemacht. Da haben viele, viele Menschen vor den Trümmern gestanden - aber alle - stumm. Stumm.“

Wenige Tage später im Brief an seinen Sohn Franz heißt es: „Ich bin auf der einen Seite ganz froh gewesen, dass ich am Bußtag nicht zu predigen hatte, zumal da viele Rufe aus der Gemeinde mich zur Vorsicht mahnten... Auf der anderen Seite tut es mir doch leid, dass z.B. in der Predigt, die Pastor Rabius... heute morgen hielt, kein Wort von dem gefallen ist, was alle bekümmert. Ich meine, ich hätte in der Predigt mit der Gemeinde mich beugen müssen in bitterer Trauer über diese Dinge, die in unserer Mitte, inmitten der christlichen Gemeinde, inmitten eines Volkes, das doch immerhin christlich sein will, geschahen. Schmerz, Leid, Traurigkeit - das hätte die Bußtagspredigt diesmal kennzeichnen müssen, nicht über das Geschehene als solches, sondern dass es geschah unter uns. Hätten wir nicht ganz anders Licht und Salz sein müssen, so dass solches nicht hätte geschehen müssen?“

Völkische Theologie

In den evangelischen Kirchen der Hitlerzeit hatten - im Unterschied zur katholischen Kirche - deutschchristliche „Glaubensbewegungen“, die eine völkische Theologie und krassen Antisemitismus propagierten, beträchtlichen Einfluss gewonnen. Viele ihrer Anhänger, darunter zahlreiche Pfarrer, hatten die Nürnberger Rassengesetze von 1935 begrüßt und nicht wenige Deutsche Christen (DC) beließen es auch im November 1938 nicht bei klammheimlicher Zustimmung.

Pfarrer Friedrich Peter beispielsweise - ein führendes Mitglied der Deutschen Christen, 1933-1935 Bischof in Magdeburg, danach von Reichskirchenminister Hanns Kerrl an den Berliner Dom versetzt - hielt eine Woche nach den Pogromen anlässlich des Staatsbegräbnisses für den

Pariser Gesandtschaftssekretär Ernst vom Rath die Grabrede in Düsseldorf: „Und wir fragen heute an diesem offenen Grabe die Völker der Erde, wir fragen die Christen in aller Welt: Was wollt ihr tun gegen den Geist jenes Volkes, von dem Christus sagt, ‚sein Gott ist ein Mörder von Anfang an gewesen und ist nicht bestanden in der Wahrheit‘. Wir Deutschen haben gelernt, dass man sich große Gedanken und ein reines Herz von Gott erbitten soll. Wie steht es aber um Juda, dessen Gott ein Mörder ist von Anfang an?“

Der Stuttgarter DC-Theologe Immanuel Schairer schrieb am 20. November einen beifälligen Kommentar zu den Pogromen. Er berief sich dabei auf Luthers Von den Juden und ihren Lügen und zitierte die darin empfohlenen sieben Maßnahmen einer „scharffen barmherzigkeit“, darunter das Verbrennen ihrer Synagogen und Zerstörung ihrer Wohnhäuser. Der Thüringer Landesbischof Martin Sasse verschickte unmittelbar nach den Pogromen seine Schrift Martin Luther und die Juden: Weg mit ihnen! als Argumentationshilfe für die Thüringer Pfarrerschaft. Im „Kirchlichen Amtsblatt für Mecklenburg“ erschien am 24. November ein „Mahnwort zur Judenfrage“: Kein christlicher Deutscher könne die Maßnahmen gegen die Juden im Reich „bejammern“.

Unser christliches Mitgefühl, so hieß es dort, habe nicht den Juden zu gelten, sondern den vom Judentum betrogenen und ausgebeuteten Völkern Europas. Der Kampf gegen das Judentum sei eine Lebensfrage für die deutsche Seele. Der Göttinger Theologe Emanuel Hirsch, ein Meisterschüler des 1926 verstorbenen Kirchenhistorikers Karl Holl, äußerte Ende November 1938 im Briefwechsel mit dem befreundeten Publizisten Wilhelm Stapel über die Gewaltereignisse: Er sei „leidenschaftlich“ dafür, die Juden durch jede für den Zweck erforderliche Brutalität zur Auswanderung zu zwingen. Wenn es nun noch nicht genug sei, so müsse noch mehr kommen. Er glaube nicht, dass die „Vorgänge“ eine Torheit waren, sondern klarer und zweckdienlicher politischer Wille.

Päpstliche Devise

Auch in rein katholischen Regionen Süd- und Westdeutschlands geschahen die Gewaltaktionen ungehindert vor aller Augen. Von Papst Pius XII. aus Rom und von den deutschen katholischen Bischöfen kam keine öffentliche Verlautbarung zu den Pogromereignissen. Offizielles Schweigen der Institutionen war auch hier die vorherrschende Reaktion. Was indessen fehlte bei Katholiken war jene explizite, teils öffentliche Zustimmung, wie sie für etliche Protestanten belegt werden kann. Im Innern der katholischen Kirche gab es - ein gravierender Unterschied - keine den Deutschen Christen vergleichbare kirchliche Massenbewegung. Katholische Geistliche

hielten sich von der Hitlerpartei spürbar mehr fern (NSDAP-Parteizugehörigkeit unter ein Prozent) als evangelische Pfarrer, die sich - je nach Landeskirche - in Größenordnungen von 15 bis 20 Prozent der NSDAP angeschlossen hatten.

Vor diesem Hintergrund war das katholische Verhalten im November 1938 vergleichsweise distanzierter, man hielt sich nahezu geschlossen an die päpstliche Devise eines kirchlichen Schweigens. Mutige Einzelne wie der katholische Dompropst Bernhard Lichtenberg in Berlin bildeten hier die Ausnahme.

Tue deinen Mund auf für die Stummen - Beispiele belegen, dass dies im Schatten der Kristallnacht ereignisse riskant und für protestierende Einzelpersonen gefährlich sein konnte. Der württembergische Pfarrer Julius von Jan, der in seiner Bußtagspredigt in Oberlenningen (16. November) die soeben geschehenen Verbrechen anprangerte, wurde von einer motorisierten SA-Meute überfallen, körperlich schwer misshandelt und später inhaftiert. Das Sondergericht Stuttgart verurteilte ihn unter Berufung auf das Heimtücke-Gesetz und den Kanzelparagraphen zu einem Jahr und vier Monaten Gefängnis.

Seit Anfang Dezember 1938 nahm das „Büro Pfarrer Grüber“ in Berlin seine Arbeit auf. Diese Einrichtung der Bekennenden Kirche half rassisch Verfolgten bei der nun vielfach lebensrettenden Auswanderung. Das war eine kirchliche Antwort auf die Pogrome, getragen vom entschiedenen, „dahlemitischen“ Flügel der Kirchenopposition, einer Minorität in den evangelischen Kirchen. Aber dies war nicht die einzige Antwort aus dem Kirchenbereich: Anfang Mai 1939 trat auf der Wartburg bei Eisenach eine Versammlung zusammen, um das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ zu gründen. DC-Pfarrer Walter Grundmann, ein Schüler des renommierten Tübinger Neutestamentlers Gerhard Kittel und Professor für „völkische Theologie“ in Jena, sprach über „Die Entjudung des religiösen Lebens als Aufgabe deutscher Theologie und Kirche“.

Das große kirchliche Schweigen dominierte in beiden großen Konfessionen, als die Synagogen brannten. Daneben gab es aus Kreisen protestantischer DC-Theologen auch unsäglich Akklamationen zu den antisemitischen Gewaltexzessen. Der offene Widerspruch gegen die Novemberpogrome blieb hingegen die seltene Ausnahme von couragierten Einzelpersonen wie Pfarrer Julius von Jan in Württemberg oder Dompropst Bernhard Lichtenberg in Berlin.

Bildnachweis: <https://www.dhm.de/fileadmin/medien/lemo/Titlebilder/synagogeessen.jpg>

PRESSEMITTEILUNG
des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für
christlich-jüdische Zusammenarbeit

Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA)
und das
Netzwerk für Demokratie und Courage e.V. (NDC)
erhalten die
Buber-Rosenzweig-Medaille 2019

Dies teilten Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates seiner mehr als 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit am Sonntag, den 27. Mai, in Bonn mit.

Die 2003 gegründete Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA e.V.) gehört bundesweit zu den ersten zivilgesellschaftlichen Trägern, die sich der Herausforderung gestellt haben, innovative Konzepte für die kritische Auseinandersetzung mit Antisemitismus in der Einwanderungsgesellschaft zu entwickeln. Die mit der Einwanderungsgesellschaft einhergehenden Spannungsfelder, die durch das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen mit verschiedenen ethnischen, kulturellen, religiösen oder nationalen Bezügen entstehen, versteht die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus als Herausforderung und als Chance und nutzt sie als zentralen Ausgangspunkt ihres Bildungsansatzes.

Das Netzwerk für Demokratie und Courage e.V. (NDC), das im Jahr 2019 sein 20jähriges Bestehen feiert, ist ein in zwölf Bundesländern sowie in Frankreich agierendes Netzwerk, in dem sich junge Menschen freiwillig und gut qualifiziert für eine demokratische Kultur und gegen menschenverachtendes Denken engagieren. Die Projektstage des Netzwerks für Demokratie und Courage bearbeiten Themen wie Diskriminierung, Rassismus, Flucht, Asyl, und Antisemitismus. Ziel der jeweiligen Projektstage ist es, Kinder und Jugendlichen zu mehr Zivilcourage und demokratischem Handeln zu ermutigen.

Die Woche der Brüderlichkeit 2019

steht unter dem Motto

„Mensch, wo bist Du? Gemeinsam gegen Judenfeindschaft“.

Die Buber-Rosenzweig-Medaille wird im Rahmen der feierlichen Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 10. März 2019 im Opernhaus in Nürnberg überreicht.

Hintergrund:

Der Deutsche Koordinierungsrat vertritt als bundesweiter Dachverband die mehr als 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland auf nationaler und internationaler Ebene. Er ist größtes Einzelmitglied im Internationalen Rat der Christen und Juden (ICCJ), in dem 32 nationale Vereinigungen für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit vertreten sind. Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat der mehr als 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

Eine Frau zeigt Mut

Wie Esther zur Retterin ihres Volkes wurde

Von Rabbiner-Roland Gradwohl s.A.

Hadassa, die bildschöne junge Jüdin, ist verwaist. Vormund ist ihr Onkel Mordechai. Die Familie stammt aus Jerusalem und zählt zu jenen jüdischen Bürgern, die zusammen -mit König Jechonja (Jojachin), 598 v.d.Ztr. vom babylonischen Großkönig Nebukadnezar ins Zweistromland exiliert werden. So steht es in der Megilat Esther, der Esther-Rolle, die an Purim in den Synagogen vorgetragen wird. Hadassa wird von Mordechai als Tochter adoptiert und erzogen, und es heißt, dass Hadassa ihrem Onkel aufs Wort gehorcht. Der blinde Gehorsam wird in jener alten Zeit von jeder Frau erwartet. Selbst von der Königin. Gleich im ersten Kapitel erzählt die Megila, dass Washti, die Hauptgattin des Königs Achaschwerosch - und dies ist niemand anders als der von den Kriegen der Griechen gegen die Perser her bekannte Xerxes (486-465) - sich weigert, einem königlichen Befehl zu entsprechen. Sie wird daraufhin

vom König verstoßen und möglicherweise auch hingerichtet. Der Grund für die harte Maßnahme? Wenn erst die Kunde vom Ungehorsam der Monarchin bekannt wird, werden die Männer in den Augen ihrer Frauen „verächtlich“ erscheinen (Megilath Esther 1, 17), und dann gibt es „Verachtung und Zorn zur Genüge“ (ME 1, 18).

Später, als der König sich beruhigt hat, lässt er nach einer passenden Nachfolgerin für Waschti Ausschau halten. Ob sie wollen oder nicht - die hübschesten Mädchen werden aufgegriffen und in einen Harem geführt. Zu den Kandidatinnen gehört auch Hadassa. Sie bewirbt sich nicht darum, sie wird einfach in den Palast „genommen“ (2, 8.16). Auch jetzt noch respektiert Hadassa den Willen ihres Onkels: Er gebietet, sie dürfe „ihr Volk und ihre Heimat“ nicht angeben (2, 10).

Des Königs Wahl fällt auf Hadassa, die „er mehr liebt als alle anderen Frauen...“ und er setzt die Königskrone auf ihr Haupt und macht sie zur Königin anstelle Waschtis“ (2, 17). Über Herkunft, Nation und Religion seiner neuen Hauptgattin erkundigt er sich nicht, aber er schenkt ihr einen Thronnamen: Ishtar, in der hebräischen: Aussprache Esther. Als „Königin Esther“ schreibt Hadassa, deren Vorfahren aus Jerusalem vertrieben wurden, ein wichtiges Kapitel der jüdischen Diaspora-Geschichte: In einer Zeit tödlicher Gefährdung wird sie zur Retterin der persischen Judenheit.



Esther und Mordechai schreiben die Briefe an die Juden (Aert de Gelder 1645 - 1727)

Die Einzelheiten bedürfen keiner langen Beschreibung. Haman, der oberste Vesir, will sämtliche Juden des Großreiches an einem durchs Los bestimmten Tag vernichten, weil ihm Mordechai die Reverenz verweigert. Mordechai, der einmal das Leben des Königs gerettet hat, nachdem er einen Mordkomplott aufzudecken vermochte (2,21ff), fordert Esther auf, den König um Gnade zu bitten. Nach anfänglichem Zögern – sie darf, wie alle anderen, nur dann vor dem König erscheinen, wenn er sie rufen lässt (4,10ff) – fasst sie Mut und ist bereit, ihr eigenes Leben und ihre Sicherheit aufs Spiel zu setzen.

In diesem Augenblick beginnt für Esther - Hadassa die Metamorphose vom schüchternen und folgsamen Mädchen zur dynamischen Frau, die die

Initiative an sich reißt und sich als wahre Meisterin der Hofintrige entpuppt. Sie ist es nunmehr, die die Befehle ausgibt. Mordechai muss, so gebietet sie, alle Juden Susas zu einem dreitägigen Fasten und zu Klageriten zusammenrufen (4,15 f). „Und Mordechai ging weg und tat nach allem, das Esther ihm aufgetragen hatte" (4, 17).

Esther lädt Haman, zusammen mit dem König, zweimal zu einem feudalen Abendessen ein, was der geile Vesir als Zeichen höchster Verehrung missdeutet. Er bemerkt die Falle, die Esther ihm stellt, zu spät. Während der zweiten Einladung entlarvt sie ihn als jenen Frevler, der es auf ihre und ihrer Volksgemeinschaft Existenz abgesehen hat (7,3-6). Haman landet am Galgen, den er für Mordechai hat aufrichten lassen (7, 9 f).

Königin Esther, die nie über ihr Volk und ihre Vergangenheit gesprochen hat, ist nunmehr die dominante Persönlichkeit. Sie zieht die Fäden, arrangiert die weitere Entwicklung. Haman, der Judenfeind, ist tot. Esther weiß es zu arrangieren, dass Mordechai ins vakant gewordene Amt Hamans eingesetzt wird (8,1f,15), und sie erwirkt, dass das mit dem königlichen Siegel unterzeichnete Vernichtungsedikt praktisch aufgehoben wird. Die Juden erhalten das Recht; sich am entscheidenden Tag gegen ihre Feinde zur Wehr zu setzen (8,3 ff).

Schließlich ist es Esther, gemeinsam mit Mordechai, dem neuen Vesir, die das Purimfest zur Erinnerung an die Rettung der Juden Persiens für alle Zeiten einsetzt (9, 29 ff).



Die Megila von Purim zeigt, wie eine Frau ihr Volk rettet. Eine Frau, die an ihrer Aufgabe wächst und völlig souverän zu handeln versteht. Sie beweist Mut und Entschlossenheit, wie vor ihr etwa Debora, Jael, die Keniterin oder Judith. Esther aber ist die berühmteste, und sie hat, wie keine andere dieser tapferen Frauen, die Verehrung der Nachwelt gewonnen. Purim, das von ihr bestimmte Dankfest - auch Losfest genannt -, feiert das jüdische Volk bis zu diesem Tag, im Jahr 5779 (2018/19) am 21. März.

Comeback des Kibbutz

Von Ralf Balke

Die Israelis zieht es zurück in die landwirtschaftlichen Kollektivsiedlungen. Dafür gibt es zahlreiche Gründe...

Totgesagte leben länger. Mit ihren sozialistischen Vorstellungen von einem Kollektiv, das alles teilt und gemeinsam das Land bewirtschaftet, waren die Kibbutzim über viele Jahrzehnte hinweg so etwas wie das Aushängeschild des jungen Israel. Privateigentum war unbekannt, den Nachwuchs erzog man getrennt von seinen Eltern im eigenen Kinderhaus und bereits Tischdecken im Speisesaal galten als Symbol bürgerlicher Dekadenz. Doch dann kam in den 1980er Jahren die Krise. Zum einen waren die landwirtschaftlichen Kollektivsiedlungen nach der Übernahme der Regierungsgeschäfte durch den Likud im Jahre 1977 nicht mehr länger die hochsubventionierten Hätschelkinder der Arbeitspartei, zum anderen hatten sich viele von ihnen bei dem Versuch, Industriebetriebe aufzubauen, finanziell massiv übernommen.

So wie der Kibbutz Mishmar HaNegev wenige Kilometer nördlich von Beer Scheva. „Wir dachten, wir könnten Millionen machen“, erklärte sein sichtlich enttäuschter Sekretär Yaacov Wolfman. Dort war man Anfang der 1980er Jahre auf die Idee gekommen, Spannungsprüfgeräte zu produzieren. Gesagt getan, es wurde eine kleine Fabrik hochgezogen. Natürlich auf Kredit. Doch das Produkt flopte – nicht zuletzt deswegen, weil niemand das Know-how besaß, wie so ein Gerät überhaupt vermarktet wird. „Der Betrieb musste wieder dicht gemacht werden und wir hatten eine Menge Geld verloren.“ Am Ende war es ein Schuldenberg von umgerechnet fast 16 Millionen Euro. Und Mishmar HaNegev war kein Einzelfall.

Über vielen der rund 275 landwirtschaftlichen Kollektivsiedlungen schwebte deshalb in den 1990er Jahren der Pleitegeier. Und allein zwischen 1984 und 2004 verließen 50.000 Israelis ihren Kibbutz, nur wenige zogen neu hinzu. Aber nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen suchte vor allem der Nachwuchs das Weite. Die meisten störte die Enge und soziale Kontrolle. Sie fühlten sich durch das starre Regelwerk im Alltagsleben gegängelt und wollten mehr individuelle Freiheiten. Doch irgendwann vor einigen Jahren setzte die Wende ein. Zahlreiche Kibbutzim hatten alten ideologischen Ballast über Bord geworfen. Das geschah nicht überall ganz freiwillig und war oft mit reichlich Streit und Diskussionen verbunden, aber die wirtschaftlichen Zwänge ließen ihnen keine andere Wahl. Man

erlaubte den Mitgliedern größere Freiheiten wie den Besitz von Privatautos, outsourcte Dienstleistungen oder beschäftigte Arbeitsmigranten aus Asien und öffnete sich stärker externen Interessenten, die sich dort ansiedeln wollten. Kurzum, sie wurden einfach kapitalistischer. Selbst Time-Sharing-Ferienwohnungen auf ihrem Gelände, die teuer verkauft wurden, waren plötzlich kein Teufelszeug mehr. Und nun wollen wieder mehr Israelis in den Kibbutzim leben. Das hat aber nicht immer was mit Sozialismus und Nostalgie zu tun.



Schawuot im Kibbutz Gan Schmuel, 1959 c www.pickiwiki.org.il

„Ich hatte irgendwann die Nase voll von der Stadt“, bringt es stellvertretend für viele Liat Mack auf den Punkt. Sie selbst war im Kibbutz Mevo Hama auf dem Golan aufgewachsen, zog aber 2011 mit ihrem Mann Harel, ebenfalls ein Kibbutznik, nach Jerusalem, wo sie drei Töchter bekamen. „Wir suchten einfach mehr Lebensqualität und wollten nicht länger die absurden Mieten bezahlen.“ Auch Hadar Shlomo, einst im Kibbutz Nir Am im Süden des Landes geboren, ging nach dem Militärdienst weg und kehrte nun nach vielen Jahren zurück. Sie erinnert sich noch mit Schrecken an die Zeiten von damals, als alle Familien zur selben Zeit in den Speisesaal stürmten, um dort kollektiv über das Essen herzufallen. Oder dass ihnen nur zwei Paar Schuhe im Jahr zustanden, eines für den Winter und eines für den Sommer. Doch damit war irgendwann Schluss. „Der Kibbutz, in den ich zurückkehrte, war nicht mehr derselbe“, betont sie. „Und das ist auch

gut so.“ Ihr Entschluss, wieder in Nir Am zu wohnen, hat auch viel mit ihren Kindern zu tun. „Sie können sich hier freier und ungezwungener bewegen als in der Großstadt.“ Dort fühlte sich Hadar Shlomo wie eine Logistikerin, die rund um die Uhr Fahrten mit dem Auto zur Schule oder zum Sportunterricht organisieren musste.

Es sind aber nicht nur ehemalige Kibbutznikim, die zurückziehen. Auch viele andere und vor allem gut ausgebildete junge Israelis entdecken die landwirtschaftlichen Kollektivsiedlungen als Ort, wo es sich einfach gut leben lässt – besonders dann, wenn man Kinder hat. Sie sind genervt von unbezahlbarem Wohnraum und der Enge in Tel Aviv, haben keine Lust auf die anonyme Langeweile von Vororten wie Ra’anana oder Kfar Saba oder wollen dem Leben im Hamsterrad von Job und Alltag entfliehen und sich selbst verwirklichen. Und die Umwelt ist oft sauberer. „Die Yuppies kommen“, wird mancherorten deshalb über die Neuankömmlinge gelästert. Entsprechend lang sind die Listen von Kandidaten, die sich um eine Mitgliedschaft im Kibbutz bewerben oder dort einfach nur wohnen wollen.



Kibbutz Gat, Schwimmbad c www.pickiwiki.org.il

So berichtet Oren Anoch, zuständig für die Verwaltung der Kibbutzim Erez und Gat im Süden, dass in den vergangenen 18 Monaten 35 neue Familien allein in den Kibbutz Erez gezogen waren und sich 20 weitere auf einer Warteliste befinden.

Und Kibbutz Gat zählt sogar 200 Familien, die unbedingt dort leben wollen – selbst die Nähe zum Gazastreifen scheint sie nicht abzuschrecken. Die Zahl der Israelis, die in einem Kibbutz leben, nähert sich deshalb auch der 150.000-Grenze – das wäre ein Rekord in seiner Geschichte. Offenbar gibt es auch eine neue Sehnsucht nach Gemeinschaft. Kibbutz Gat betreibt noch einen Speisesaal nach altem Muster und im Kibbutz Erez überlegt man, einen solchen erneut einzurichten. „Der Kibbutz ist in mancher Hinsicht wieder das, was er einmal war. Aber ohne die schlechten Seiten“, kommentiert Oren Anoch diese Entwicklung. „Am Ende gibt es vielleicht sogar wieder die berühmten Kinderhäuser“, meint er nicht ganz ernst. Denn das letzte seiner Art in Israel hatte 1991 dicht gemacht.

Überall in den Kibbutzim wird daher kräftig gebaut. So wie im Kibbutz Mizra in der Emek-Ebene im Norden. Allein im vergangenen Jahr gab es dort 100 Neuzugänge, weitere 130 sind auf der Warteliste. 121 Wohneinheiten sind daher geplant oder bereits im Bau. Sogar für nichtjüdische Mitglieder scheinen sich die Kibbutzim neuerdings zu öffnen. Im Kibbutz Eilan nahe der libanesischen Grenze hieß man jüngst die fünfköpfige Beduinenfamilie Mazal als Mitglieder willkommen. Sie war schon lange mit dem Kibbutz freundlich verbunden. Und jüngst sorgte eine landwirtschaftliche Kollektivsiedlung für Schlagzeilen, die sich über Jahrzehnte hinweg gegen alle Veränderungen gewehrt hatte und im wahrsten Sinne des Wortes „Old School“ blieb – aber auch nur deshalb, weil sie in Geld sprichwörtlich schwamm: Kibbutz Maabarot nahe Netanya, Besitzer und Betreiber des äußerst lukrativen Babynahrungsunternehmens Materna. Nun hatte man auch die restlichen 49 Prozent seiner Anteile an dieser Cash-Cow für knapp 150 Millionen Euro an Osem-Nestlé verkauft. Theoretisch kommen nun jedem der 500 Mitglieder des Kibbutz mehrere Zehntausend Euro zu. Offensichtlich kann die Mitgliedschaft in einem Kibbutz neuerdings auch für persönlichen Reichtum sorgen.



VERZOCKT

Forscher haben herausgefunden, wie sie im Handumdrehen aus Erde einen Menschen formen und ihm Leben einhauchen können, so wie Gott es einst bei Adam getan hatte.

Sie besuchen Gott und sagen ihm: »Du bist unnütz geworden, denn wir können jetzt unseren eigenen Menschen machen. Sieh zu, dass du wegstommst!«

Da antwortet Gott: »Ich mache euch einen Vorschlag: Bereitet vor, was ihr braucht, und wir treffen uns morgen wieder. Wenn ihr schneller einen Menschen erschaffen könnt als ich, gebe ich mich geschlagen und werde gehen.« Die Forscher sind einverstanden.

Am nächsten Tag treffen sie sich wieder, gleicher Ort, gleiche Zeit. Die Forscher sind als Erste an der Reihe. Gerade wollen sie eine Handvoll Erde vom Boden nehmen – da ruft Gott: »Stopp, Freunde! Das ist Betrug! Jeder nimmt seine eigene Erde!«

☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine

Montag, 28. Januar 2019 um 19.00 Uhr

St. Katharinen Gemeindehaus

Braunschweig Hagenmarkt

Eintritt frei

Um eine Spende wird gebeten

Kammerkonzert und Lesung

„Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.“

Zu Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland



©Tom Solo

Musik von Paul Hindemith, Pavel Haas und György Ligeti

Rezitation: Roman Knižka, Dramaturgie: Kathrin Liebhäuser

Gespielt vom Bläserquintett Ensemble OPUS 45

Am 19. April 1945 schworen sich die Befreiten des KZ Buchenwald in einer bewegenden Ansprache, den »Nazismus mit seinen Wurzeln« zu vernichten. Doch schon bald lebte in Deutschland rechtsextremes Gedankengut wieder auf. Seit 1945 fielen immer wieder Menschen rechtsextremer und rassistischer Gewalt zum Opfer. Seit ihrer Gründung sind in der Bundesrepublik Deutschland Rechtsextremismus, rechtsextreme Übergriffe, Fremdenfeindlichkeit, Gewalt und Terror immer wieder Realität. Die Geschichte der

extremen Rechten ist bis heute Teil der deutschen Demokratiegeschichte.

Mit ihrer Collage aus Lesung und Kammermusik möchten Roman Knižka und das Ensemble Opus 45 dazu anregen, sich mit dieser Problematik auseinanderzusetzen. Anliegen des Programms ist es außerdem, den Opfern rechter Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland zu gedenken. Der Titel des Abends ist ein Zitat des italienischen Schriftstellers und Auschwitz-Überlebenden Primo Levi: **»Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen: Darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.«**

Montag, 25. Februar 2019 um 19.00 Uhr

St. Katharinen Gemeindehaus

Braunschweig Hagenmarkt

Eintritt frei

Vortrag von Dr. Diana Matut

Exil und Heimat:

Jiddische Kultur in der Weimarer Republik

Viele jiddischsprachige, osteuropäische Intellektuelle und Kulturschaffende kamen ab 1918 nach Deutschland und fanden in verschiedenen Städten der Weimarer Republik, besonders jedoch in Berlin, ein temporäres Exil oder eine Wahlheimat. Sie waren Teil einer länderübergreifenden, europäischen jiddischen Kultur, die gerade in der Zwischenkriegszeit eine bis dahin ungekannte Blüte erlebte. Im neuen Umfeld entstanden wichtige Werke der jiddischen Literatur und Musik, etablierten sich Theater und Kabarett, wurde Jiddisch gedruckt, gelesen und geschrieben.

Dieser Vortrag möchte Sie mitnehmen in die Welt der jiddischen Kultur zur Zeit der Weimarer Republik und Ihnen Schriftsteller und ihre Werke, jiddisches Liedgut und Unterhaltungskultur näher bringen.



Dr. Diana Matut ist Dozentin am Seminar für Jüdische Studien der Universität Halle-Wittenberg. Sie unterrichtet sowohl jiddische Sprache und Literatur als auch jüdische Kultur mit besonderer Betonung der jüdischen Musikgeschichte.

2011 veröffentlichte sie ihre Dissertation unter dem Titel „Dichtung und Musik im Frühneuzeitlichen Aschkenas“ (2 Bde., Boston/Leiden: Brill) und

setzt seitdem ihre Forschungen zum altjiddischen Lied fort.

Dienstag, 26. Februar 2019 um 19.00 Uhr Roter Saal im Schloss, Braunschweig Schlossplatz 1

30

ERINNERUNGSKULTUR



DI 26. FEBRUAR 2019 | 19:00 Uhr | Roter Saal
und DI 26. MÄRZ 2019 | 19:00 Uhr | Roter Saal

Präsentation Stolpersteine – Schicksale jüdischer Opfer

Seit 1995 erinnert der Künstler Gunter Demnig mit seinem Projekt „Stolpersteine“ bundesweit an Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. „Stolpersteine“ werden in den Fußweg vor der letzten frei gewählten Wohnstätte eingelassen und holen die Opfer aus der Anonymität heraus und dorthin zurück, wo sie als Nachbarn gelebt haben.

Seit zwölf Jahren werden auch in Braunschweig „Stolpersteine“ verlegt. Dabei arbeitet der Verein „Stolpersteine für Braunschweig Förderverein e.V.“ eng mit Braunschweiger Schulen zusammen, deren Schülerinnen und Schüler ab dem 9. Jahrgang die Biografien der Opfer recherchieren. Bereits 332 „Stolpersteine“ gibt es bisher in Braunschweig, 28 weitere Steine werden im Laufe des Jahres 2019 folgen.

Veranstalter: Stolpersteine für Braunschweig Förderverein e. V.

Ort: Roter Saal im Schloss, Schlossplatz 1, 38100 Braunschweig

Eintritt frei



In diesen zwei öffentlichen Präsentationen stellen Schülerinnen und Schüler der John-F.-Kennedy-Realschule, der Heinrich-Büssing-Schule und der IGS Querum die Ergebnisse ihrer Recherchen zum Schicksal der jüdischen Familien Glatt, Fischbein, Jastrow, Lewkowicz-Steinhardt, Mangold und Lipmann vor.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der

Februar 2019

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.

18. Dezember 2018

Die Weihnachtsgeschichte im Lichte jüdischer Traditionen

- Vom Mose-Kind und Hirten-Messias (Lukas 2,1-20)



Im vielleicht bekanntesten Abschnitt des gesamten Neuen Testaments berichtet Lukas, dass Josef und Maria nach Betlehem reisen und Jesus dort geboren wird, dass ein Engel diese große Freudenbotschaft Hirten auf einem nahen Feld verkündigt, dass die Hirten die junge Familie besuchen und dann

die Botschaft des Engels weiterverkündigen.

Trotz zahlreicher Studien über Lukas' Version der „Weihnachtsgeschichte“ - besonders über den Zensus „zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war“ - bleiben wichtige Fragen in der Erzählung offen.

Im Gespräch mit Diakon i.R. Siegfried Graumann wollen wir versuchen, die zahlreichen jüdischen Quellen, die der Evangelist Lukas in seiner Verkündigung der Geburt Jesu „verarbeitet“ hat, zu ergründen.

15. Januar 2019

Abraham Geiger: Durch Wissen zum Glauben

Abraham Geiger (1810–1874) lieferte die geistigen Grundlagen für eine Erneuerung des Judentums nach der Aufklärung. Der bedeutende Gelehrte war Wegbereiter des liberalen Judentums im 19. Jahrhundert. Das Jüdisch-Theologische Seminar in



Breslau und die Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums verdanken ihm ihre Existenz. Vergeblich forderte Geiger die Gleichberechtigung bei der Ausbildung für das geistliche Amt mit den Kirchen.

Das Abraham Geiger Kolleg verwirklicht gemeinsam mit der School of Jewish Theology an der Universität Potsdam seine Vision von der Jüdischen Theologie im Haus der Wissenschaft.

Unser Gesprächspartner Hartmut Bomhoff M.A. ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der School of Jewish Theology an der Universität Potsdam.

19. Februar 2019

Inklusion und Integration – ausländische Mitbürger in unserer Braunschweiger Gesellschaft

- angefragt !

An diesem Nachmittag werden wir den Ratsherren



Bild: Klaus G Kohn, BS

der SPD Fraktion, **Herrn Bayram Türkmén**, begrüßen können.

Er ist Mitglied im Ausschuss für Integrationsfragen und war im Vorstand des deutsch-türkischen Kulturvereins. Da er sehr an der Thematik und den Fragen der Inklusion in unserer Gesellschaft interessiert ist, haben wir sicher einen kompetenten Gesprächspartner in unserer Mitte.

19. März 2019



- Wiederholung, da im November 2018 ausgefallen

„Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid - Ein Bilderbuch für Groß und Klein“

- Erziehung zur Unmenschlichkeit -

Im Jahr 1935 erschien im Stürmer-Verlag Julius Streichers in Nürnberg ein Buch, das wie kein anderes zuvor Propaganda gegen die Juden verbreitete. Sein Titel lautet: „Trau

keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid - Ein Bilderbuch für Groß und Klein“

In Vorschulen und Kindergärten fand das Buch große Verbreitung. Das Buch gilt heute als „Prototyp nationalsozialistischer Gestaltungsversuche“.

Diakon Siegfried Graumann wird versuchen, dieses Buch mit seinem menschenverachtenden Inhalt zu erklären.

☛Vormerken☛ Termin ☛Vormerken ☛Termin☛ Vormerken☛

Bitte merken Sie sich den **16. März 2019, 18.30 Uhr**, für unsere
Jahresmitgliederversammlung
vor.
Einladung erfolgt fristgerecht!

☛Termin ☛Vormerken ☛Termin ☛Vormerken ☛Termin☛

Buchempfehlung: Tilman Jeremias



Sabbat - Gottesgeschenk für alle


Dieses Calwer Heft plädiert für eine Wiederentdeckung des Sabbats als Zentrum der Zehn Gebote.

96 Seiten
1. Auflage 2018
broschiert
ISBN 978-3-7668-4461-3

Unsere rastlose Gesellschaft braucht fast nichts dringender als heilsame Unterbrechung, echte arbeitsfreie Zeit, denn die Arbeitswelt schleicht sich per mobilem Internet in den Feierabend, das Wochenende und sogar in den Urlaub. Der mecklenburgische Pastor Tilman Jeremias hat in einem neunmonatigen Sabbatical nicht nur selbst die Segnungen des Sabbats genossen, sondern festgestellt, welche wichtige Bedeutung dem Sabbat in der Bibel zukommt als siebenter Tag der Schöpfung und Zentrum der Zehn Gebote. Auch Jesus hielt den Sabbat hoch, verwarf sich gegenüber den Pharisäern allerdings gegen eine gesetzliche Einengung des Sabbats.

Für das Judentum ist der Sabbat ohnehin zentrales Element ihrer Religion. Umso unverständlicher, wie Kirche und christliche Theologie den Sabbat vergessen, verdrängt und umgedeutet haben. *Daher ist es dringend Zeit, dieses große Gottesgeschenk wiederzuentdecken und sich von Gott heilsam unterbrechen zu lassen!*

DerAutor: Tilman Jeremias, Jahrgang 1966, Studium der ev. Theologie in München, Tübingen, Jerusalem und Leipzig; ab 1993 Vikar und Pastor in Mecklenburg; ab 2003 an der Rostocker Marienkirche, 2001/2002 Sprecher bei der ARD-Sendung „Wort zum Sonntag“; seit 2016 Pastor für Mission und Ökumene im Kirchenkreis Mecklenburg der Ev.-Luth. Nordkirche, Lehrauftrag an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock.



**Ein neues Jahr heißt neue Hoffnung,
neues Licht,
neue Gedanken**

und neue Wege zum Ziel...

**Einen guten Start ins Jahr 2019
das wünscht**

**der Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische
Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost!**